

# Von Fliegen und gekippten Fenstern

Nargis Silva

Die Fliege in meinem Wohnzimmer fliegt unermüdlich, wie Fliegen das so tun, gegen die Scheibe des gekippten Fensters. Als wollte sie ihre Freiheit nicht. Als fühlte sie nicht den Wind, der aus der Weite durch den Fensterspalt drängt. Als wollte sie gar nicht hinausfliegen – diese nimmermüde Fliege. Nimmermüde war auch ich, bevor das alles begann. Ehe wir alle wie jene Fliegen wurden, die vergeblich gegen Scheiben fliegen und denen ein merkliches Stück Freiheit abhandengekommen ist. Was war diese Freiheit? Tun können, was man will oder doch nur zwanghaft wollen, was man nicht braucht? Das zur Gewohnheit verkommene Diktat, mehr und mehr zu wollen, muss die Schattenseite der wohlständigen Freiheit sein. Neulich las ich in einer Boulevardzeitung: Der Durchschnittsdeutsche besitzt zehntausend Einzelgegenstände. Nun sind wir allein mit unseren zehntausend Sachen. Zehntausend Glücksversprecher, Sicherheitsspenden, Zeitverschwender. Allein mit zehntausend Ungebrauchtem. Was bleibt außerdem? Onlineshopping. Seriensuchten. Alkohol. Und zwischendurch, so will es das verängstigte Gewissen: Ein wenig Sport. Schmerzliche Akzeptanz kehrt ein. Discothekenbetreiber und Tanzwütige. Lokalbesitzer und Genießer. Massenwarenerzeuger und Massenwarenmenschen. Ablenkungsbereitsteller und Ablenkungsabnehmer. Wir alle sitzen in einem motorlosen Boot auf einem von Wellen befreiten Meer. Verunsichert wie Kinder, die es nie gelernt haben, zu schwimmen. Gewiss, das ist nicht das Ende unserer harterarbeiteten Massenkultur, nicht das Ende der maßlosen Vergnügung.

In den Lebensmittelläden laufen verstummte Gestalten umher. Unter ihren Masken verkrampft sich die Miene. Kränkung und Angst zeichnet ihnen einen abscheulichen Ausdruck ins halbierte Gesicht: Halb Angst, halb Beherrschung. Disziplin ist nun geboten. Disziplin – das kann der Deutsche angeblich. Mich er-

greift ein Fluchtreflex, der mich das Einkaufsprozedere noch schneller hinter mich bringen lässt als sonst. Ich verlasse den atmosphärisch veränderten Laden, der ein sonderbar surreales Gefühl hinterlässt. Auf dem Parkplatz des Supermarktes höre ich eine alte Dame etwas in ihre Einkäufe nuscheln: „Das muss für zehn Tage reichen!“, sagt sie in einem Tonfall, der an eine biedere Mutter aus den neunzehnhundertfünfziger Jahren erinnert. In ihrem Kofferraum stapeln sich Mehlpackungen neben Klopapiertüten. Zittrige Hände checken die zerknüllte Einkaufsliste und ziehen dann in aller Eile die Klappe herunter. Panikkäufe. Der Wohlstandseuropäer ist verunsichert, deckt sich großzügig ein – es erinnert an die Nachkriegsgeneration. So sieht das also aus. So sieht es aus, wenn die gewohnte, halbneurotische Freiheit in Gefahr gerät. Statt eines ausgelassenen Sommers steht uns eine Coronialisierung der Lebenswelt bevor, in der der Mensch zu einem Virusträger geworden ist.

Meine Nichte feiert ihren fünften Geburtstag. Soll ich hingehen? Mein Kind mitnehmen? Wohin mit dem Kind? KINDERGÄRTEN BIS AUF WEITERES GESCHLOSSEN. Ich fahre hin. Paul bleibt an meiner Hand, darf nichts berühren. Pauls unbeschwert anmutendes Antlitz verwandelt sich, nimmt meine innere Unruhe zur Vorlage, nimmt graue Farben der Unmut an. Mich plagt derweil die Sorge um das knapp gewordene Desinfektionsmittel. Zehn Minuten Winterhausen – Würzburg Süd. Wir steigen aus, begegnen einer entschleunigten Stadt. Laufen langsam und aufmerksam durch das grüne, von Sonnenlicht geflutete Frauenland. Wo sonst hastiger Verkehr, hastige Menschen, hastige Stimmung herrschen, ist Ruhe eingekehrt. Wir überqueren die Straßen; Der Rechts-Links-Rechts-Blick ist unnötig geworden. Die Autos sind auf Standby gestellt. Die Menschen sind auf sich selbst gestellt. Auf den kleinen Rasenflächen vor den Mehrparteienhäusern sehe ich Kinder toben. Sie spielen auf einer auf fünf Quadratmeter zusammengeschrumpften Welt. Papageien im Käfig. Überall fallen die gleichen Satzketten: „So unwirklich“, „wie konnte es dazu kommen?“, „das Beste daraus machen“. Gutmeinende blinde Hoffnung wird geschürt. Ich ver-

nehme Solidarität im Tonfall der mich begrüßenden Menschen, die mit militärischem Gehorsam den unliebsamen Regeln folgen. Hier wurde ich sonst nie begrüßt. Das kenne ich nur vom Ländlichen, wo jeder jeden kennt, wo jeder jedem hilft. Würzburg hat sich endgültig in ein Kaff verwandelt. Zusammenhalten. Aussitzen. Freundlich angespannte Gesichter schenken mir ein Lächeln. Endlich angekommen. Alles Gute, kleines Nichtlein. Feier schön - ohne Freunde zwar, nur mit der Familie, aber immerhin. Illegale kleine Familienfeier. Spendet Freude. Schenkt der Kleinen ein süßes Grinsen. Happy Birthday, Zarah.

Halte die enge meiner vier Wände nicht mehr aus. Halte mich selbst nicht mehr aus. Ich muss raus. Ich will tanzen. Raus aus dem kleinen Haus. In die Weite mit mir! Sport machen im Freien erlaubt. Unnötige Autofahrten verboten. Zum Sport mit dem Auto ins Freie fahren, das sollte wohl erlaubt sein und wenn nicht: Was soll's. Erneut das Risiko einer Geldstrafe in Kauf nehmend fahre ich mit dem Auto zum Hubland. Die Sonnenuntergänge, die man von der Zentralbibliothek der Universität aus betrachten kann, sind mir die hundertfünfzig Euro Bußgeld wert. Im Zweifel plädiere ich auf mein Recht auf Bewegung an der frischen Luft! (Mit freundlichem Verweis auf unseren Minister der Stunde.) Lautsprecher und Wasser eingepackt, die Zigarette für danach auch. Der Feierabendverkehr bleibt aus. Mich erwarten keine dicht gedrängten Autos. Das Blau des Himmels wirkt klarer als jemals zuvor. Danke kleiner Virus. Auf dem viertelstündigen Weg zum Uni-Gelände begegne ich kaum einem Fahrzeug, dafür Menschen, dafür einer aufatmenden Natur. Die Produktionsmaschinerie hat Pause. Zwangsurlaub. Kurzarbeit. Die Schönheit der Region wiederentdeckt. Wie erwartet, finde ich einen ausgestorbenen Campus vor. Hin und wieder spazieren Menschen an mir vorbei. Keine Gruppen, nur sonnenbadende Studenten mit Smartphone in der Hand. Ein leicht paranoider Senior macht einen großen Bogen um mich, als ich den großen Platz vor der Bibliothek erreiche. Sonderbar gestimmt bin ich, wie im Traum. Ein traumartiger Tag. Während ich mich warmtanze, färbt sich das Licht der Sonne von weißgelb zu orange, zu rot, spielt zärt-

lich mit den Schäfchenwolken. Polizeistreifen fahren alle dreißig bis vierzig Minuten die Hauptstraße entlang. DIE HERR BEAMTEN PATROULLIEREN DIE LEERE. Als überdurchschnittlich gesellige Zeitgenossin kann ich die Freude am Tanzen nur mäßig genießen. Mir fehlen die Anderen. Das abendliche Ausgehen, das Beisammensein, das gemeinsam den Alltag vergessen. Ich merke, dass ich mir selbst nicht genüge. Selbstgenügsamkeit ist die nun gefragte Tugend, nicht meine Tugend. Im Tanzrausch vergesse ich einige Augenblicke lang, was mich die nächsten Wochen erwartet: Ausgeweitete Spaziergänge. Onlineshopping. Bücherlesen. Seriensuchen. Alkohol. Und ab und zu, wenn der Käfig zu klein, der Zappeldrang zu groß wird: Ein abendlicher halblegaler Tanzausflug.

Ausgestanzt und euphorisiert schalte ich zuhause die Glotze ein. Die Nachrichten wirken nicht minder traumartig als der Ausflug an den studentenbefreiten Sonnenuntergangslieblingsort. DIE KRISE DES JAHRHUNDERTS. Katastrophenszenarien schießen mir durch den Kopf. Der Totallockdown könnte auch uns bevorstehen. Italien macht uns das Horror-Szenario vor: Krankenhäuser kollabieren ob der Zahl an Kranken. Krankenpfleger verzweifeln ob der Zahl an Toten. Kranke sterben ohne Angehörige. Angehörige bleiben ohne Abschied zurück. Ist das der hohe Preis einer klein gewordenen Welt?

Nach fünf Wochen Lockdown, nach fünf Wochen eingeschränktem Konsum und dauerneurotischen Zuständen wird es Zeit für eine Dummheit. Ich lade meine zwei besten Freunde ein. Wir veranstalten einen Mini-Rave in unserem elf Quadratmeter kleinen Hof. Elf geteilt durch vier, das sind zweikommasiebenfünf Quadratmeter pro Person. Nach reiflicher Überlegung habe ich eine für mich ausreichend gute Rechtfertigung für mein Verhalten gefunden. Schuld an möglichen Toten gegen die vermeintliche Pflicht mir selbst gegenüber in eine Waagschale gelegt. Eigentlich nicht gegeneinander aufzuwiegen. Eigentlich nicht zu verantworten. Eigentlich. Nun denn! Die Party kann beginnen. Die bunten Knicklichter, der Wein, der monotone Beat der elektronischen Musik entfalten ihre Wirkung und erreichen mich mit voller Kraft. Wir trinken, tanzen, feiern.

Wir verdrängen ein wenig das Gestern, vergessen ein großes Bisschen das Morgen. Halb ausgenüchert sehnen wir den Sonnenaufgang herbei, warten auf die wohltuende Wärme des Aprilmorgens. Die Gespräche werden, wie es für gewöhnlich alle Gespräche um diese Stunden tun, tiefgründiger, aufrichtiger, klarer. „Wir haben es gut“, stellt einer fest. Die Tagelöhner in Indien verlieren gerade ihr tägliches Brot. Keine Arbeit bedeutet unmittelbar: Hunger. Wer hilft den Millionen vom Hungertod bedrohten Kindern? Niemand. Das tut auch zu anderen Zeiten kaum jemand. „Können wir solidarisch sein, wenn wir selbst so privilegiert sind?“, fragt mich mein bester Freund mit dem mir so vertrauten, liebevolleren Klang seiner Stimme – so mild berauscht wie er ist, klingt sie noch sanfter als sonst. Gute Frage. Eine Antwort bleibt aus. Auf die wenig vom Glück Beschenkten anzustoßen ist makaber und geschmacklos. Und doch tun wir es. Ein nutzloses Zeichen privilegierter Solidarität.

Ich schlage die Zeitung auf und dann wieder zu. Auf. Zu. Auf. Zu. Genug der unwirklich anmutenden Schlagzeilen. Genug der bauchschmerzauslösenden Titel. Ich stelle einen Picknickkorb zusammen und gehe mit meinem Sohn zu unserem kleinen Schrebergarten am Main. Wir laufen am Spielplatz vorbei. Absperrbänder erinnern daran, dass rein gar nichts mehr normal ist. Der Kleine fragt in aller Unschuld, ob er nicht zumindest einmal schaukeln könnte. Er würde sich die Hände waschen – vorher und nachher. Mein vierjähriges Kind begreift die Spielregeln und versteht sie doch nicht. Wir winken dem Spielplatz zu. Ich versichere ihm, dass schon ganz bald alles wieder wie früher sein wird – und glaube es selbst nicht. Unterwegs kommen uns bekannte und weniger bekannte Menschen entgegen, grüßen mit leiser Stimme, machen, wo nötig, einen kleinen Bogen um uns. SOCIAL DISTANCING. Pauls bester Freund rennt uns freudig entgegen und mein erster Impuls ist ein hysterisches NICHT ANFASSEN! Es ist soweit: Ich bin infiziert. Infiziert von dem Gedanken, dass der Mensch ein Virusträger ist. Wovor habe ich Angst? Oder ist es Furcht? Was ist das Objekt meiner Furcht? Es gibt ja einen Unterschied zwischen einer Angst, die kein Objekt

kennt, die allumfassend ist, die ohnmächtig und handlungsunfähig macht und einer Furcht, die sich auf etwas Bestimmtes richtet. Mir scheint, ich bin in ängstlicher Furcht gefangen. Unterschwellig zwar, und doch dauerwirksam. Ich fürchte mich vor den Folgen der Pandemie und ängstige mich ob ihrer alles einnehmenden Wirkung.

Vor dem Schlimmsten bewahrt, geht es nun wieder in Richtung Lockerung und Normalität. Kribbelig-warm steigt so etwas wie Aufbruchstimmung in mir auf. Freunde sehen: Erlaubt. In kleinen Gruppen zwar, mit Abstand und so weiter, aber erlaubt! Auf Restaurantbesuche mit Maske, auf Shoppingtouren und Schoppen-Saufen auf der Alten Main Brücke kann ich tausendmal verzichten. Für die nächsten fünf Wochen habe ich ein Freundschafts-Date pro Woche im Voraus geplant. Die Liste wird immer länger. FREUNDE AUF WARTELISTE GESETZT. Meine Sehnsucht nach Gesellschaft nimmt astronomische Intensitäten an. Auf eine Umarmung muss verzichtet werden, nicht aber auf ein warmes Lächeln, ein wohltuendes Gespräch. Ich treffe meine liebste Freundin. Wir trinken Schnaps, gehen auf wackeligen Beinen und mit unbeschwerter Seele zum Bismarckturm. Mit wenig Abstand und wenig anständigen Gesprächen laufen wir die Weinberge entlang, begleitet von dem schönsten Ausblick auf Würzburg. Sehen zu, wie sich die Sonne hinter der Stadt verabschiedet. Der kalte Maiabend zwingt uns, immer wieder weiter zu gehen. Wir wollen nicht nach Hause. Wir würden am liebsten die ganze Nacht weiterlaufen. Wir sind Fliegen, die es raus geschafft haben.

---

**Nargis Silva**, geboren und aufgewachsen in Kiew. Silvas Eltern stammen aus Afghanistan und kamen im Jahre 1999 über Umwege als politische Flüchtlinge nach Deutschland. Studium in Würzburg. Lebt in Winterhausen.